



Der Wüstenplanet

VON NIELS BOEING

Sandwelt

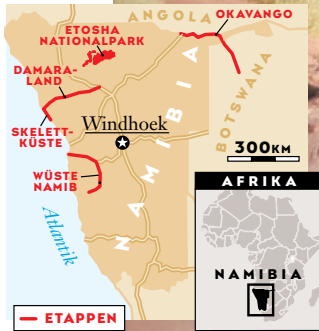
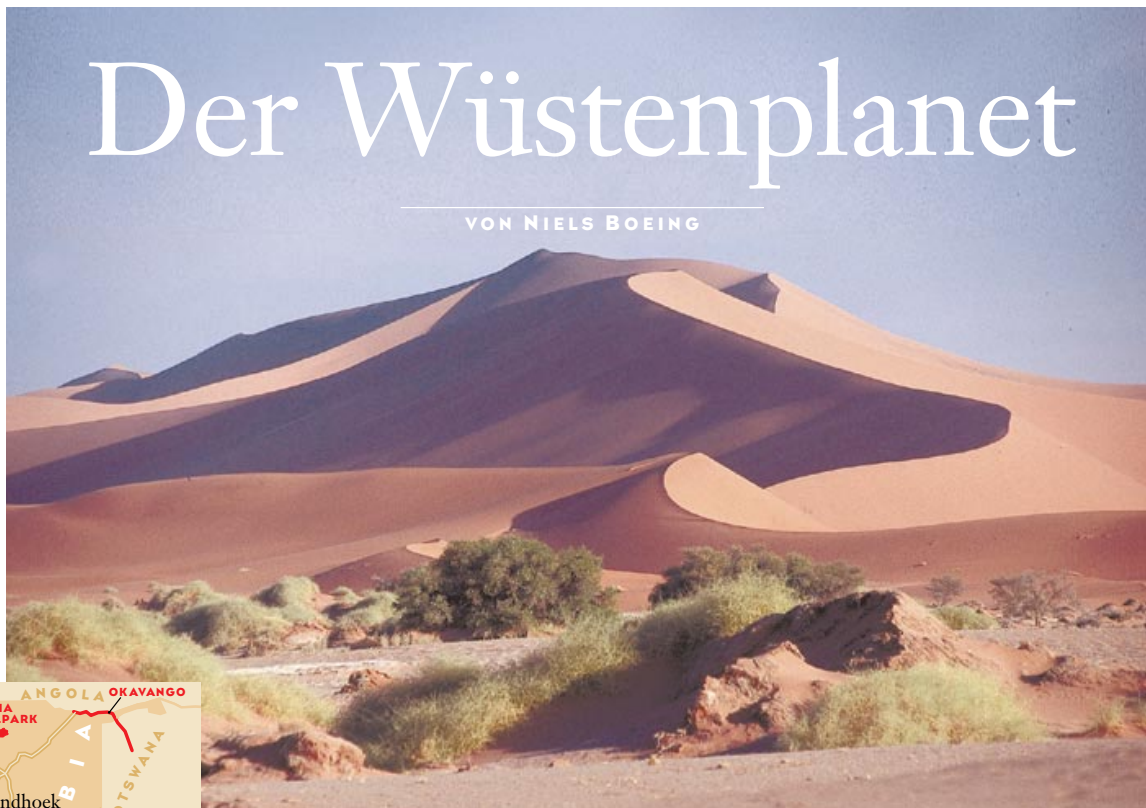
Der Horizont ist schief, um 30 Grad gekippt, der Sand tiefrot, die Schwerkraft scheint aufgehoben. Wie auf dem Mond gleiten wir mit vier Meter langen Schritten in Zeitlupe durch den Sand. Im greller werdenden Morgenlicht kriechen Schlangen aus leuchtendem Staub durch das Wüstental. Aufgewühlt von Jeeps. Zwei dieser Spielzeugautos kleben am Fuße der riesigen Düne. Dies ist die Namib-Wüste nahe der Oase Sossusvlei, ist das Kultbuch „Dune“ ohne Sandwürmer, ist Afrika, Fremde. Wirklichkeit und Phantasie verweben sich unentwirrbar in dieser Traumlandschaft.

Zig Kilometer später taucht, inmitten der Leere, Solitaire auf. Kein Raumhafen aus „Star Wars“, sondern zwei Zapfsäulen, ein paar Tische mit den globalen Einheitsplastikstühlen, ein Laden, in dem ein Hitler-Porträt hinterm Tresen im Regal steht. Wortfetzen auf Afrikaans und Englisch, aber auch auf Deutsch schwirren umher. Relikte der deutschkolonialen Vergangenheit Namibias.

Die Dünen zur Linken weichen seltsam rohen Felsgraten und Bodenwellen, wie mit grobem Pinselstrich gezeichnet, eine schraffierte Landschaft – „van-Gogh-Berge“ geradezu, die in eine endlose flache Geröllebene übergehen. Am Straßenrand taucht ein abgestellter Mercedes auf, ein Rad fehlt, davor sitzt ein Mann im Klappstuhl und liest. Ist das nicht Neal, der Engländer aus Botswana, Zeltachbar im letzten Camp? Wo ist dann Olivia, seine Freundin? Sie ist mit zwei platten Reifen 100 Kilometer an die Küste getrampt. Versucht, am Feiertag einen Ersatzreifen aufzutreiben, sagt Neal gelassen bei einem Bier. Er hat genug im Kofferraum, um zwei Tage komfortabel im Nichts zu warten.

Klickland

An der Skelettküste ist alles falsch: Ein Licht wie in einer Fernseh-Show, eine Landschaft wie auf dem Mars, eine Brandung, die nicht zum Surfen einlädt, sondern Frachter zermalmt. Dann ein Zeichen: Eine Sandverwehung versperrt die Straße. Wir biegen ab auf eine Mörderpiste, die sich ins Hochland hineinzieht. Übersät mit Schlaglöchern, die einem das Mark erschüttern. Rote Berggipfel im Abendlicht, ein verirrtter Strauß, ein paar einfache Bauernhütten, vor denen Feuer brennen. Der Jeep rast über Bodenwellen hinweg, die Landschaft ver-



Von fast kosmischer Entrücktheit – mit dem Jeep durch NAMIBIAS endlose Wüsten und Nationalparks



SERVICE

ANREISE
Von Frankfurt nach Windhoek mit Air Namibia ab 750 Mark (383 €), Luftbansa ab 1100 Mark (562 €).

RUNDREISE
Autos kann man günstig online mieten: Die Webseite www.natron.net/autos.html listet zahlreiche Vermieter auf. Preise: Kleinwagen ab 60 Mark (31 €); robuster sind Allradwagen,

ab 120 Mark (61 €) pro Tag. Besonders günstig: www.africantracks.com.

UNTERKUNFT
Mit großem Geldbeutel: auf einer Gästefarm (ca. 130 Mark / 67 € pro Nacht und Person, Vollpension). Sparsamer und eindrucksvoller: im Zelt oder Dachzelt eines Jeeps in einem der gut gepflegten Camps der Nationalparks

(5 bis 30 Mark / 2,56 € bis 15,34 € pro Nacht und Zelt). Ausrüstung bieten alle Autovermieter an. Verzeichnisse bei Namibia Tourism, Schillerstr. 42-44,

60313 Frankfurt/Main, Tel. 069 / 133 73 60.

INFORMATIONEN
Reiseführer: Michael Iwanowski, „Namibia Reisehandbuch“, 48 Mark (24,54 €) – ausführlich, aber etwas betulich; Lonely Planet, „Zimbabwe, Botswana & Namibia“, 52,10 Mark (26,64 €) – komprimierter und weltläufiger. Internet: www.natron.net



sinkt im Grau, dann im letzten Lichtschein das rettende Schild. Aba Huab Camp, drei Kilometer. Ein paar Zelte verlieren sich am Rande eines ausgetrockneten Flussbetts. Aus der gemauerten, noch unfertigen Bar dringt leise afrikanische Pop-Musik.

Seltsame Laute bringen die Einheimischen hier in ihren Sätzen unter. Bernadette macht sie uns auf der Weiterfahrt grinsend vor. Sie nutzt den Touristen-Jeep als Minibus in die Stadt, weil es keinen öffentlichen Nahverkehr im Damaraland gibt. Vier Klicklaute gibt es: ein hohes und ein tiefes Schnalzen, einen Laut, den man zwischen Wangen und Backenzähnen formt, wenn man Pferde anlockt, und ein „ts“, das zu Hause als skeptisches „na na na!“ gelten würde.

Geländespiel

Erstes Gebot im Etosha-Nationalpark: Schon vor Sonnenaufgang am Tor des Camps vorfahren, das man zu Fuß nicht betreten darf. Die schwere Entscheidung: Welches Wasserloch soll man als Erstes ansteuern? Es ist wie mit dem ersten Zug beim Schach. Er kann alles verderben, und dann sieht man „nur“ Springböcke, Zebras und viele andere Touristen-Autos. Die Kunst besteht darin, in die Seitenwege hineinzufahren. Und siehe da, ein Elefantenbulle weidet junge Bäume ab, die er umknickt wie ein Streichholz. Weil es so gut schmeckt, hat er eine Wahnsinnserektion. Dann wird er nervös und geht ganz langsam mit ausladenden Ohren auf den Wagen zu. Nichts wie weg, das

nächste Tier suchen. Nach zwei Tagen ist Etosha zum Glücksspiel per Auto geworden: Das Nashorn ist der Joker, der nie auftaucht, der Jaguar das As, der Elefant ein Bube ...

Polit-Wildnis

Von Rundu im Norden ist es nur noch ein Steinwurf zu dem Afrika, das bei uns über den Fernseher flimmert. Zur Polit-Wildnis der Diktatoren und Bürgerkriege. Die 200 Kilometer lange Straße in den Caprivi-Zipfel hinein wird nicht mehr von Straßen-Shops mit Holzkrokodilen gesäumt, hier herrscht nur noch Ungewissheit. Die Schergen des Guerilla-Führers Jonas Savimbi könnten aus dem benachbarten Angola gekommen sein, in den Bäumen sitzen, Namibia terrorisieren und

Touristen killen. „Die Straße nach Bagani ist kein Problem“, heißt es auf der Polizeiwache in Rundu. Es folgen zwei Stunden mit einem nervösen Kribbeln im Bauch und ohne Gegenverkehr.

An der Okavango-Brücke in Bagani ist Schluss. Ab hier geht es geradeaus zu den Victoria-Fällen nur noch im Militärkonvoi weiter. Rechtsab liegt das sichere Botswana mit dem Okavango-Delta. In der Nähe am Ufer die „Suclabo-Lodge“.

Dort die erstaunte Frage: „Was wollt ihr denn hier?“ Der Tourismus ist seit Monaten erloschen, seit eine französische Familie von den Guerillas umgebracht wurde, die Bar leer. Marlon hinter dem Tresen

hocherfreut über die Abwechslung. Er will Tapes mit neuer Club-Musik aus Deutschland haben. Dritte Generation „Südwest“, wie sich die Namibia-Deutschen nennen, aber sein Slang könnte auch in Hamburg entstanden sein.

Gestrandet

Schon wieder steht die Sonne tief, am Straßenrand ausgebrannte Bäume, durch die Dörfer laufen gut gekleidete Botswaner. Nur sind die Dörfer an der falschen Stelle oder tragen Namen, die nicht in der Karte stehen. Wo bitte geht's zum Delta? Im Dämmerlicht zeigen drei Männer in den Wald. Die Straße verwandelt sich in eine Sandpiste, es wird schlagartig dunkel, Bäume weisen uns in die Schwärze, der Wagen schwimmt im Sand von Gabelung zu Gabelung. Der Wettlauf mit der Dämmerung ist verloren.

Stopp. Motor aus. Aussteigen. Durch die Nacht tönen das Gewieher von Eseln, die Glöckchen des Viehs, das Lachen der Dörfer. Und über all dem ist der Mond aufgegangen, und verwandelt den Wald am Rande des Okavango-Deltas in eine Parklandschaft wie aus einem Eichendorff-Gedicht.

Morgens um sechs dringen Stimmen durch die Zeltplanen. Ein Mann buchstabierte das Nummernschild des Jeeps. Er trägt einen Pepita-Hut und eine Axt über der Schulter. Ein ergrauter, zwei Meter langer und ein Junge begleiten ihn und sagen nichts. Wir sind gestrandet, sage ich. Der Bauer lächelt und weist in die Ferne, zum Rande des Deltas. „Komm, ich zeig dir den Weg“, sagt er. Wir stapfen los. Irgendwo bleiben der Alte und der Junge wie Wegmarken zurück. Dann bleibt auch der Bauer stehen, zeigt in all die Baumgruppen: „Hier musst du langfahren“, und zieht zu seinem Brunnen weiter.